

Kind und Tod

Einst, vor zwanzig oder dreißig Jahren (ich kann es beim besten Willen nicht genauer datieren), sah ich zufällig im Nachmittagsprogramm des Fernsehens eine Sendung, die das Verhältnis von Kindern zum Tod zur Sprache brachte. Ein kleines Mädchen, das dazu befragt wurde, sagte: »Wenn man stirbt, dann ist man wirklich tot.« Das kleine Mädchen, so scheint mir, hat in diesem Moment tiefer in den Abgrund geschaut als viele Alte, zumindest tiefer als all jene, die sich vorausseilende Sorgen machen, ob sie im Falle ihres plötzlichen Ablebens, zum Beispiel als Unfall-Leiche, eine tadellose, elegante Unterwäsche tragen würden. Vielleicht hatte sich die Kleine gerade von einer verbreiteten Kinderphantasie verabschiedet, nämlich von der durch die Erbitterung über eine elterliche Ungerechtigkeit provozierten Vorstellung, tot zu sein, und nun vom Standpunkt gleichzeitigen Vorhandenseins und Nichtvorhandenseins rachebefriedigt die Trauer und die Reue der Eltern am eigenen Grabe betrachten zu können.

Diese Spaltung im Denken über den Tod überdauert zuweilen den kindlichen Trotz.

Wenn man schon älter geworden über das Älterwerden rationalisiert, gerät man stracks in diesen kindlichen Schizotaumel.

Älterwerden ist in der Regel beschwerlich, die Verluste häufen sich: die Augen werden trüber, die Haut mürber, die Sehkraft schwindet wie die Kraft überhaupt, die des ganzen Körpers, alles wird schlaffer und schlechter ... und das dämmrige Wissen, wie es endlich enden wird, schiebt sich zunehmend in alle Tage – und doch muß (?) man sich freuen, wenn man es – älter geworden – geworden ist, weil man sonst schon tot wäre. Dann aber wüßte man ja schließlich gar nicht, daß man nicht älter geworden ist. So gesehen, wäre es eigentlich egal.

Was wir wohl nicht wahrhaben wollen: Der Tod ist keine

Erfahrung, sondern eine Widerfahrung, die nicht mehr zur Erfahrung werden kann.

Deshalb sind die Beteuerungen, den eigenen Tod unbedingt bewußt erleben zu wollen, nur bei Gläubigen glaubhaft. Aber: Selbst wenn ich gläubig wäre, würde ich mich vor der banalen Annahme hüten, daß im Jenseitigen die gleichen lebensweltlichen Bedingungen, die gleichen hirnpfysiologischen Erinnerungs- und Verarbeitungsmuster Geltung haben könnten. Wäre ich gläubig, sähe ich in solchen Annahmen eine Art Blasphemie; als Gläubige empfände ich darin einen Mangel an Respekt vor der Unzugänglichkeit des höher gewollt Unzugänglichen.

»Falls ich einmal sterbe ...« (Prometheus)

Das sagte, so wurde es mir kolportiert, ein bekannter, mächtiger Mann. Ein Mann mit Einfluß auf das Schicksal vieler Menschen und vieler Bücher. Ein Mann von einer für mich zuweilen erschreckenden Lebenskraft. Aus dem, was dieser Einleitung folgte, so die Kolportage, sei hervorgegangen, daß er eigentlich meinte: Dann, wenn ich sterbe. Ich kann mir aber vorstellen, daß dies nicht einfach ein sprachlicher Lapsus war; ich kann mir vorstellen, daß ein so vitaler Mensch sich den eigenen Tod, wenn überhaupt, allenfalls als einen äußerst unwahrscheinlichen Fall vorstellen kann. Ich denke das ohne Häme.

Wahrscheinlich kann sich niemand die Unwirklichkeit des eigenen Todes wirklich vorstellen. Wir haben davon nur ein Dämmerwissen. Etwas mehr, aber auch nur ein Gran mehr, Vorstellungskraft entwickeln vielleicht die, die der Tod einmal gestreift hat, und das nur vorübergehend.